



**Martin Gross**  
**Nadjas Geschichte**

Roman



1. Auflage  
© Copyright 2023 by  
Verlag *Sol et Chant*, Letschin  
Alle Rechte vorbehalten  
Satz und Umschlaggestaltung:  
Verlag *Sol et Chant*  
Coverfoto: *Auf dem Jenissei* (© Martin Gross)  
Foto Umschlagklappe: Martin Gross (© J. Groh)  
Hergestellt in Polen  
Druck: Sowa Sp. z o.o., Piaseczno  
Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft

ISBN 978-3-949333-13-2

[www.sol-et-chant.de](http://www.sol-et-chant.de)

## Personenverzeichnis

- Andrej / Andreas:** Nadjas Sohn, Student
- Anita:** langjährige Freundin des Erzählers, gelegentliche Mail-Kontakte, lebt in Berlin
- Annette:** Nadjas ehemalige Kollegin
- Barbara:** frühere Kollegin des Erzählers, lebt in Berlin
- Boris:** Russe, lebt in Berlin, mit Nadja befreundet
- Brenner, Herr:** Mieter der Nachbarwohnung des Erzählers
- Cathy:** eigentlich Chathuri, Nadjas Pflegerin, Singalesin
- Davoud:** medizinischer Pfleger, gebürtiger Iraker
- Dima:** Nadjas Jugendfreund
- Ed:** eigentlich Edgar, Rentner, ehemals Bauleiter
- Friedrich, Herr:** Hausmeister der Wohnanlage Fährholz
- Galina:** Nadjas Freundin, Ehefrau von Igor, im November 2021 Rückkehr nach St. Petersburg
- Gudrun:** Nadjas Freundin aus der Töpfergruppe
- Igor:** Freund von Nadja, Ehemann von Galina, im November 2021 Rückkehr nach St. Petersburg
- Isabell:** Freundin Nadjas aus dem Tennisclub
- Jelena:** russische Projektmitarbeiterin, Abteilungsleiterin im Sozialbereich
- Julia:** Freundin Nadjas aus dem Tennisclub
- Konstantin (Bessonow):** zweimaliger Anruf, Verhältnis zu Nadja unklar
- Körner, Frau:** Bewohnerin der Wohnanlage Fährholz
- Maik:** Lebensmittellieferant
- Nadja:** Hauptfigur des Romans, gebürtige Russin
- Nicolai:** Freund Nadjas, Ehemann von Roswitha, seit 20 Jahren deutscher Staatsbürger
- Ohlsen, Frau:** Einwohnerin von Fährholz
- Richard:** Kommunalpolitiker, aktiv in der Tourismus-Werbung
- Roger:** verstorbener Ehemann von Nadja
- Roswitha:** Freundin Nadjas, Ehefrau von Nicolai

- Ruth:** Nadjas ehemalige Kollegin  
**Sashi:** eigentlich Shashikala, Nadjas Pflegerin, Singalesin  
**Sergej:** zwischen 1998 und 2007 mehrfach Partner in Sozialprojekten, Jim Morrison-Fan  
**Sigrid:** Nadjas Freundin aus der Töpfergruppe  
**Sinaida:** russische Projektmitarbeiterin, jetzt Krankenhausmitarbeiterin  
**Swetlana:** russische Projektmitarbeiterin, religiös  
**Tanja:** Kommilitonin von Nadja, Leukämie-Patientin  
**Valeri:** Russe, lebt in Berlin, mit Nadja befreundet

**20. Dezember 2021.** Als Nadja gestern ins Krankenhaus eingeliefert wurde, klang das alles noch nicht so ernst. Andrej rief an und sprach von Gehirnblutungen, sagte aber auch, Nadja habe großes Glück gehabt, dass sie in Berlin war und ein Notarzt sofort alarmiert werden konnte. Damit habe sie jetzt gute Chancen. In ähnlichen Fällen vergingen oft Stunden, bevor ein Patient in die Klinik eingeliefert wird.

Ich stand noch einen Moment am Telefon, sammelte meine Gedanken und begann dann, Prognosen zu recherchieren. Unter allen Angaben war im Grunde nur die Aussage zu verstehen: Etwa ein Drittel der Betroffenen überlebt die ersten Tage nicht, ein weiteres Drittel bleibt behindert, teils schwer. Nur ein Drittel kann mit einer gewissen Heilung rechnen. Und ich dachte: Klingt ziemlich dramatisch, aber die Ärzte geben ihr gute Chancen. Damit gehört sie wohl in das Drittel mit den günstigeren Prognosen.

Nachmittags dann die Nachricht, sie habe die OP gut überstanden und sei auf dem Weg der Besserung. Allerdings könne ich sie nicht so einfach besuchen. Andrej wird für mich eine Besucherlaubnis beantragen, als Lebenspartner seiner Mutter. Das hätte ich zwar etwas anders formuliert, ist aber wohl notwendig so. – „Wird ein paar Tage dauern“, sagte er noch, „und nicht vergessen: einen aktuellen PCR-Test mitbringen, Corona, du weißt schon.“ Ich rief also im Testzentrum an, das aber sonntags geschlossen ist, sah mir dann noch einmal die Prognosen an, ohne etwas Neues zu entdecken, und ging für eine Weile nach draußen.

Abends riefen Nadjas Freundinnen an, Julia und Isabell, sie konnten Andrej nicht erreichen und fragten, was denn genau passiert sei. Ich sagte, dass Nadja in Berlin war, bei Andrej zum Frühstück, starke Kopfschmerzen bekam, Aspirin schluckte und sich nach einer Weile erbrechen musste. Im Krankenwagen dann schon die Bewusstlosigkeit. Sie fragten, ob man Nadja besuchen dürfe. – „Nein, vorerst niemand und später vielleicht auch nur Angehörige.“ – „Ach“, sagten sie, es müsse für mich doch schrecklich sein, nicht einfach ins Krankenhaus fahren zu können, um bei ihr zu sein. – Aber eigentlich war ich fast froh darüber. Gestern war das alles für einen kurzen Moment noch nicht so ganz real.

Aber das war gestern. Heute fuhr ich ins Testzentrum, dann zur Apotheke, um meinen Impfpass zertifizieren zu lassen, und war dann lange draußen. Als ich zurückkam, war auf dem AB eine Nachricht von Andrej: Nadja noch immer ohne Bewusstsein, offenbar ist das auch ärztlich so gewollt. Zustand stabil. Es hörte sich trotzdem bedrohlich an. Ich glaube, ich begreife erst allmählich, was mit ihr passiert ist. Gestern war alles noch so atemlos und ahnungslos, aber dann vergeht die Zeit, und alles wird immer gespenstischer.

Ich wusste nicht, was ich noch tun sollte heute, und begann einen Fallbericht zu lesen, musste dabei aber ständig auf die Uhr sehen und hatte es doch gleich wieder vergessen. Saß dann noch eine Weile am Schreibtisch und dachte, dass ich das jetzt alles aufschreiben sollte.

**21.12.** Vormittags rief Richard an und begann sofort mit den Russen: „Die ziehen massiv Truppen zusammen, fast 200.000 Mann, das ist doch nicht nur ...“ Ich sagte: „Ja, ich weiß, aber Nadja ist im Krankenhaus, Gehirnblutung.“ Daraufhin er: „Ach Gott, was ist denn passiert?“ Ich erzählte alles noch einmal. Richard hörte zu, hustete, fragte nach Prognosen und Therapien und wünschte mir viel Kraft, das alles durchzustehen. Ob ich vielleicht vorbeikommen möchte, würde ihn freuen. „Auf alle Fälle: Wenn was ist, ruf an!“

Später, in einer Regenpause, auf der Suche nach ein wenig Beschäftigung, habe ich begonnen, am Schuppen die Steinplatten auszutauschen. Unter den alten Platten lagen ein paar Lurche, von Sandkrümeln verklebt. Als ich sie anstieß, haben sie sich nur mühsam bewegt. Dann kam schon der nächste Regenschauer. Ich ging durchnässt in die Wohnung und stellte fest, dass eine Ladung Wäsche noch in der Maschine lag, offenbar seit vorgestern.

**22.12.** Corona-Test negativ. Habe ihn an Andrej weitergeleitet. Er wird sich darum kümmern. Etwas Neues weiß er nicht. Zustand weiterhin stabil. Damit wären die kritischen Tage schon beinahe überstanden.

Später riefen Igor und Galina an und fragten, ob ich mich an sie erinnere. Sie riefen über WhatsApp und hatten die Kamera eingeschaltet, so dass es mir nicht schwerfiel, sie zu erkennen, ja klar: Igor und Galina aus Nadjas Freundeskreis, ich kann mich gut erinnern. Sie hatten hier ein paar Jah-

re in einem Medizinlabor gearbeitet, bevor sie im November nach Petersburg zurückgekehrt sind. Jetzt riefen sie an, um sich nach Nadja zu erkundigen. Sie hatten schon mit Andrej gesprochen, wollten aber auch von mir wissen, wie ich Nadjas Chancen sehe. Aber ich wusste ja auch nur, was mir Andrej berichtet hat. Galina sagte, Nadja werde das durchstehen, sie schafft das, „du wirst sehen, sie ist eine zähe Frau“. Es klang so, als wolle sie mich ermutigen, durchzuhalten, Geduld zu haben, Nadja nicht im Stich zu lassen – vielleicht wollte sie auch heraushören, ob überhaupt eine engere Beziehung zwischen uns entstanden ist. Alles in allem ein vorsichtiges Gespräch, wir hatten über persönliche Fragen ja nie gesprochen.

Überhaupt ist es seltsam, jetzt so öffentlich über Nadja zu reden. Bisher waren wir zwei ganz private Menschen. Aber jetzt auf einmal bin ich Lebenspartner, Kontaktperson, Betroffener. Etwas stimmt nicht, so vertraut waren wir uns noch nicht. Und ich muss mich beinahe schon fragen: Wer ist denn eigentlich diese Fremde, die mir da von verschiedenen Seiten jetzt so nahe gerückt wird?

Nadja und ich. Begonnen hat es im September mit einer kleinen Fahrgemeinschaft, als wir ein paarmal zu den Hearings nach Wüstrow gefahren sind. Sie: eine mir damals noch fast unbekannte Frau, dem ersten Eindruck nach sehr lebhaft, gesprächstark, unterhaltsam, aber distanziert. Bei aller Lockerheit unnahbar.

Umso überraschender war es dann aber, dass sie irgendwann auf dem Rückweg kurz vor ihrem Haus fragte, ob ich noch auf einen Schluck mit reinkomme. Ich sagte, dass ich noch ein Stück zu fahren habe, kam nach Hause und kam ins Grübeln.

Das war vor drei Monaten. Danach noch ein paar Hearings zum geplanten Windpark, manchmal auch ein Abendessen bei „Enrico“ oder im „Taj Mahal“, ein paar Spaziergänge, eine Bootstour, eine vorsichtige Annäherung, langsam, langsam! – Und während wir zum ersten Mal über eine größere Reise nachdachten, wird sie ins Krankenhaus eingeliefert, vorgestern.

**23.12.** War heute noch einmal im Testzentrum, der Test vom 20.12. verliert bald seine Gültigkeit. Habe dann Andrej angerufen, aber es gibt nichts Neues. Besuchserlaubnis voraussichtlich ab Montag. Und die Prognosen? – Heute ist der fünfte Tag, und ihr Zustand bleibt stabil, die Ärz-



te nehmen es als gutes Zeichen. Spätere Behinderungen können aber nicht ausgeschlossen werden. Sobald er etwas Neues weiß, wird er mich anrufen. – Klar, ich verstehe, mehr kann er mir nicht sagen. Trotzdem ist es nur schwer zu ertragen, dass es in dieser Situation so wenig zu sagen gibt. Ich kann nur warten, warten, warten. Alles reglos, alles still. Ich muss aufstehen und rausgehen, aber dann komme ich zurück und alles ist reglos wie zuvor.

Abends eine kleine Ablenkung, als Galina und Igor wieder anriefen und fragten, ob ich schon bei ihr war. – „Nein.“ Und auch sonst konnte ich nichts Neues berichten. Ein etwas angespanntes Gespräch. Unausgesprochen stand die Frage im Raum, warum ich nicht mehr wusste, mich nicht hartnäckiger nach ihr erkundigt hatte, wenigstens telefonisch. Etwas leichter wurde es, als Galina das Thema wechselte, in Petersburg sei schon tiefer Winter, „und bei euch?“ – „Noch kein Winter, bisher nur Regen.“ – „Na dann alles Gute. Wir drücken die Daumen.“ Sobald Nadja ansprechbar ist, solle ich sie grüßen. „Wir denken an euch“, sagten sie und winkten in die Kamera, Igor mit schmalem Gesicht, Galina mit breiter Dauerwelte. „Und trotz allem: frohe Weihnacht.“

24.12. Die „frohe Weihnacht“ erreicht mich heute von verschiedenen Seiten; Anita schickt eine E-Mail mit einem Kerzenbildchen. Davoud schickt schöne Grüße mit einem Winterfoto und Swetlana ganz christlich ein Krippenbild. Ich beecile mich mit entsprechenden Antworten. Eigentlich nett, dass man an mich denkt. Demnächst werde ich vielleicht froh sein über ein paar verbliebene Kontakte; ich werde hier sitzen und Nadjas Anrufe vermissen.

Nachmittags von Westen her aufklarerer Himmel. Ich saß am Schreibtisch und sah über die Bucht. Drüben am anderen Ufer, in Bischofsbrück, war Nadjas Haus zu erkennen: das letzte Haus rechts am Hang, nicht groß, aber hell. Und ich dachte: Von dort drüben hat sie immer herübergesehen, sie saß auf ihrer Terrasse und sah hier auf unser Dorf und die Wohnanlage. Ein Plattenbau mitten in der Landschaft, in DDR-Zeiten eine Unterkunft für LPG-Arbeiter, Ende der 90er Jahre modernisiert, inzwischen aber schon wieder etwas verwittert, von Flechten und Efeu überzogen, so unscheinbar und grau wie die ganze Bucht und die Wiesen, die sich die Hügel hinaufziehen.

Ich klickte dann noch eine Weile durch die Nachrichten und verbrachte den Rest des Abends in der ARTE-Mediathek.

**25.12.** Andrej rief an mit etwas bedrückter Stimme, ich war sofort alarmiert. Aber dann sagte er nur, Nadjas Zustand sei weiterhin stabil, die Ärzte bleiben verhalten optimistisch, zu irgendwelchen Prognosen wolle aber niemand etwas sagen. – Na gut; beruhigend ist es trotzdem nicht.

Wie wir uns kennengelernt haben: Anfang September. Ich ging über den Markt in Wüstrow, als mir ein kleiner Stand mit Töpferwaren auffiel. Eigentlich interessiere ich mich nicht für Töpfereien, aber diese hier waren sehr bunt, sehr lebhaft, und dahinter saß eine Frau, ebenso bunt gekleidet und ebenso lebhaft telefonierend (auf Russisch). Sie erklärte jemandem, dass sie auf dem Markt sei, erst nachmittags zurückrufen könne, auf alle Fälle aber viel Glück wünsche: „целую, обнимаю, пока“ (Küsschen, Umarmung, dann bis später).

Ich fragte, Entschuldigung, woher sie denn komme – „aus Krasnojarsk“. Wie lange sie schon hier lebe – „ach, schon ewig“. Eine Frau, die leicht ins Gespräch kam, eigentlich sei sie Lehrerin, Töpferei sei nur ein Hobby, und dann die Gegenfrage: Warum ich Russisch verstehe, wann ich dort war, wo, aus welchen Gründen, wie lange ich in Russland war und so weiter. Während ich eine Obstschale aussuchte, speicherte das Gehirn: sportliche, schicke Frau mit einem neckischen Hauch von Mandelaugen.

Kurze Zeit später dann unsere überraschende Wiederbegegnung beim ersten dieser Windpark-Hearings. Sie nannte es einen „netten Zufall“. Das Vergnügen wurde allerdings ein wenig getrübt durch die Feststellung, dass wir unterschiedlicher Meinung waren. Sie war für einen Windpark, ich eher dagegen, was uns aber nicht davon abhielt, von da an gemeinsam zu den Hearings zu fahren; wie gesagt: anfangs als eine etwas distanzierte, bald aber ziemlich muntere Fahrgemeinschaft.

Der Windpark und das Gewerbegebiet waren sozusagen die Starthilfe für ein paar streitlustige Abende bei „Enrico“ oder im „Taj Mahal“, wo Nadja immer zuerst begann, die Papierservietten zu arrangieren, einmal kurz gefaltet und zur Seite gerückt. Und mit den Servietten waren dann auch die Argumente in Stellung gebracht: Krise der Region, keine Industrie und eine schwache Landwirtschaft. „Für einen Aufschwung brauchen wir den Windpark und das Gewerbegebiet, so wie sie’s versprochen haben.“

Das war Nadja. Eine Frau, die sich bewegen musste: Arme, Hände, das ganze Gesicht sprach bis in die kleinsten Augenfalten. Die lebhaften Bewegungen passten allerdings nicht zu ihrer strengen Kleidung. Sorgsam ausgewählt, aber unbequem. Und ich selbst stand damals auch zum ersten Mal wieder lange vor dem Kleiderschrank und dem Spiegel. Mit sechzehn ist es vielleicht noch lustig, ein verwaschenes T-Shirt zu tragen oder ein falsch geknöpftes Hemd, ab sechzig ist es eher ein Alarmzeichen.

Ich habe mir also so einige Gedanken gemacht, bevor ich mit Nadja essen ging, wo sie dann aber unvermeidlich irgendwann wieder auf die Krise zu sprechen kam: „Die jungen Leuten geh’n rüber in den Westen, dazu jetzt auch noch Corona und der Lockdown. Und außerdem, hör dir nur mal die Ortsnamen an, ist doch Pessimismus pur: ‚Düsterwalde‘, ‚Drögenheide‘, ‚Kaltengrabow‘ und wie sie alle heißen hier in der Gegend. Ohne ein paar neue Ideen bleibt hier nur eine abgehängte Provinz.“

Gegenargument: Auch eine abgehängte Provinz hat ihren Reiz: ein paar Dörfer, ein paar Bauernhöfe, ja, auch eine Stadt, ansonsten Seen und Sümpfe und alles ziemlich hügelig, eine herrliche Gegend eigentlich. Deshalb bin ich doch hierhergezogen vor ein paar Jahren, wegen der abgehängten Provinz.

„Ach egal“, sagte sie daraufhin und schüttelte ihr graues Haar, „mal seh’n, was daraus noch wird.“ Das war mutig formuliert, aber gehört jetzt schon in eine ganz andere Zeit. Damals: Das war im September, die Krise, der Windpark und Corona. Ach ja, die schöne Welt von gestern.

**26.12.** Heute kein Anruf, keine Mail, keine Ablenkung. Nachmittags begann ich, Geschirr zu spülen, Staub zu saugen, meine Mailbox aufzuräumen, alte Mails zu löschen. Dann war alles aufgeräumt, und ich bekam Angst. Aber an das Wort „Angst“ darf ich gar nicht denken.

Ich gehe bleischwer durch den Tag, ich denke bleischwer, ich schreibe bleischwer, und nachts kommen die alten Fluchträume jetzt wieder. Meist bin ich allein, manchmal habe ich auch eine Schwester oder einen Sohn. Es ist Abend, wir sind in einer unbekannten Stadt, wollen noch weiter oder müssen noch weiter, gehen eine Hauptstraße entlang bis zu einem Platz voller Buden, Kirchen, Werkhallen. Immer mehr Leute, sie drängen sich und sind vielleicht auch auf der Flucht. Bis zur Grenze kann es nicht mehr weit sein, nur ein kurzes Stück noch und immer geradeaus. Aber

dann teilt sich die Straße, wir gehen nach rechts und dann wieder nach links, die Stadt wird immer voller, es werden Pferde durch die Straßen getrieben, die Leute jubeln oder schreien oder werden zertrampelt. Ich drücke mich in eine Seitenstraße, und falls ich eine Schwester habe oder einen Sohn, dann haben wir uns schon verloren. Ich versuche, zum Bahnhof zurückzugehen, das war unser Ausgangspunkt, dort könnten wir uns vielleicht wiederfinden. Aber es ist fast dunkel, und die Straßen werden immer verwinkelter. Ich frage ein paar Männer, die mich wahrscheinlich gar nicht verstehen, sie deuten unbestimmt in Straßen hinein, die in leeren Häusern oder Hallen enden. Ich komme nur weiter, indem ich durch Ruinen klettere, über Bretter und Leitern, und dabei irgendwann auch mein Gepäck verliere. Ich ahne, wie das alles enden wird und wache auf, schweißgebadet.

**27.12.** Andrej rief früh an, eine Besuchserlaubnis liege jetzt vor für mich, ich fuhr also zu ihr. Nach Begutachtung meiner Dokumente, Desinfektion meiner Hände und Prüfung meiner Maske wurde ich zu ihr gelassen. Man wusste Bescheid, stellte keine weiteren Fragen und sagte, ich solle nur kurz bleiben, sie sei noch nicht bei Bewusstsein. Man führte mich durch einen Flur, rechts und links Krankenzimmer mit offenen Türen. Dort, fast am Ende, blieb man stehen und deutete in ein Zimmer und auf ein Wesen, das ich nicht erkennen konnte. Eine Atemmaske war übers Gesicht gespannt, Schläuche an den Seiten, eine Elektrode auf der Wange, am Kopf ein großes Pflaster, die Haare teilweise rasiert, die Haut bleich und schlaff.

Anfangs habe ich ihre Hand gehalten, was dann aber ganz mechanisch wurde. Ich saß noch eine Weile an ihrem Bett, die Fenster waren verhängt, alles war in ein bläuliches Licht getaucht und in das Seufzen und Klicken der Geräte.

Als ich gehen wollte, bat man mich ins Ärztezimmer. Nach einer Weile kam ein Arzt und zeigte sich mit dem Krankheitsverlauf der letzten Tage zufrieden, die kritische Zeit sei schon fast überstanden. Glücklicherweise habe ihr Sohn (Andrej) sofort reagiert, sodass der chirurgische Eingriff schnell erfolgen konnte. Er winkte mich an den Bildschirm, dämpfte das Deckenlicht, lud zwei CTs, ein aktuelles und eines vom 19.12. Er sprach von „subarachnoidaler Blutung“, von Strukturen, Abgrenzungen und

Schwellungen in zentralen Bereichen. Ein Aneurysma sei geplatzt, also eine Ausbuchtung in den Arterien, starke Blutungen hätten zu einem Überdruck im Gehirn geführt. Das fragliche Gefäß sei mit einer Klammer geschlossen worden („geclipped“). Das war das ältere CT.

Und hier das heutige CT: Das Aneurysma sei ungünstig gelegen. Es handle sich um ein „Sidewall Aneurysma“, das schwer zu schließen war. Das sei ihnen aber gelungen. Das aktuelle CT zeige, dass keine weiteren Blutungen aufgetreten seien, „sehen Sie hier“. Ich sah aber nichts und wollte auch nichts sehen, denn mit jedem dieser Begriffe wurde Nadjas Krankheit immer gespenstischer und das Leben immer zerbrechlicher.

Zuhause rief ich Igor und Galina an. Ich sagte, dass ich bei ihr war. Aber sie ist immer noch nicht ansprechbar. Die beiden machten betretene Gesichter. Später dann auch die Frage, wie es mir denn inzwischen gehe. Alles wieder in Ordnung? – Ich sagte, „derzeit keine Probleme, wird schon noch eine Weile halten“. So ging das Gespräch hin und her, als würde uns eine lange Freundschaft verbinden. Und tatsächlich erscheint mir dieser Anruf heute wie das Geschenk einer unerwarteten Anteilnahme von weither.

Sah spät noch in die Nachrichten und las ein paar Kommentare zur Frage, ob es wohl zu einem Krieg kommen werde. Putin bestreitet Interventionsabsichten („alles Hirngespinnste“), die Amerikaner glauben allerdings Beweise dafür zu haben. Eigentlich undenkbar, dass es zu einem richtigen Krieg kommen könnte, in Europa, in einer zivilisierten Welt, fast 80 Jahre nach dem letzten großen Krieg.

**28.12.** Vormittags in Wüstrow. Zuerst wieder im Testzentrum, dann bei Richard. Er fragte nach Nadja und fand, solange es nicht abwärts geht, gehe es aufwärts (Richard der Zuversichtliche). Das sollte mich ein wenig aufmuntern, aber ich bin nicht mutlos, – oder doch, ja: mutlos, aber auch ratlos. Es ist ja nicht so, dass ich einen geliebten Menschen verliere, eine langjährige Partnerin, eher jemanden, den ich noch wenig kenne, also kaum vermisse. Ich frage mich nur: Was war das denn nun eigentlich? Wenn es Liebe war (oder noch ist), müsste man den Begriff wohl ganz neu definieren oder zumindest etwas erweitern.

Nachmittags Anruf Barbara: Ob wir (Nadja und ich) über Silvester nach Berlin kommen wollen, kleine Party mit ein paar alten Kollegen.

„Michael hat auch schon nach dir gefragt.“ Ich erzählte von Nadja: Gehirnblutung, Intensivstation usw., bin derzeit nicht in Silvesterstimmung. Barbara fragte nach und sagte „ach Gott“ und „gute Besserung“ und versuchte, mir ein bisschen Mut zu machen.

Ich ging dann in die Küche, holte einen Kaffee, kam zurück, und alles wurde wieder sehr schwer. Ich sah über die Bucht und dachte: Ein helles Haus dort drüben und eine graue Wohnanlage hier auf meiner Seite. Eine schwierige Ausgangslage: Nadja eher ‚vornehme Dame‘. Ich eher der Naturtyp. So was schafft Probleme.

Eine kleine Episode aus unserer ersten Zeit, Ende September: Ich war drei Tage in meiner Hütte für ein paar Wanderungen; eine alte Gewohnheit, einfach nur gehen. Aber diesmal ging ich umher im Nieselregen, ohne Ruhe, ohne das Gefühl von Zeitverlorenheit, zählte stattdessen die Stunden und zählte die Kilometer, dachte daran, abends mit ihr zu telefonieren, dachte dann aber an den hölzernen Ton, in den ich jedes Mal verfiel, sobald wir etwas Persönliches besprachen – also nicht den Windpark oder die Straßensperrung von letzter Woche, sondern sagen wir: was ich fühle, was ich spüre, was ich wünsche. Für solche Gespräche fehlt mir der jugendliche Schwung, die Unbekümmertheit. Es fehlt die Nachsicht gegenüber Halbwahrheiten und fragwürdigen Bekenntnissen.

Aber wie kommt man sich näher, wenn die Hormone nicht mehr drängen? Wie schafft man das ohne Peinlichkeit? Und vor allem: Will man das überhaupt noch einmal? Noch einmal das ganze Karussell von Träumen und Enttäuschungen und Kopfschmerzen? Noch einmal im Halbrausch durch den Alltag? Aber wer solche Fragen stellt, um den ist es wahrscheinlich schon geschehen.

Abends schickte ich ihr ein paar Fotos von dort oben: Ein paar Rinder, nass und müde unter den Bäumen. Auch ein paar Enten, die über den See zogen. Nadja schrieb, „sieht ziemlich ungemütlich aus“. Wenn ich zurück sei, könnten wir zur Abwechslung vielleicht übers Wochenende an die Ostsee, in eines der Thermalbäder. Und in diesem Moment war die Vorstellung tatsächlich ziemlich charmant: die Bäder, die Spaziergänge, der Blick aufs Meer. Solange ich in meiner Hütte saß, den Ofen heizte und die Stiefel trocknete, war ein Thermalbad ganz verlockend.

Aber es reichte, an die Restaurants zu denken, nur an die Kellner zu denken. Ich wusste: Nadja wird sich viel Zeit nehmen und durch die halbe

Speisekarte nach den Details der Zubereitung fragen. Sie genießt es, sich in aller Ausführlichkeit vorzustellen, was sie essen könnte. Ich dagegen habe Hunger oder habe keinen Hunger, aber möchte die Bestellung hinter mich bringen, reden wir über etwas anderes. Und dann beginnt am Nebentisch ein Ehepaar die Speisekarte durchzubuchstabieren. An solchen Kleinigkeiten hätte schon damals alles scheitern können. Jemand Vertrautes zu haben, ist schön und gut, aber in unserem Alter noch einmal mit jemandem vertraut zu werden, ist eine Tortur.

Ich kam zurück (von meiner Hütte, letzten September), wir fuhren übers Wochenende an die Ostsee, gingen dann gelegentlich wieder zu „Enrico“ oder ins „Taj Mahal“ und machten ein paar Ausflüge. Aber Nadja gehört nicht zu den Frauen, die lange Spaziergänge lieben. Sie kam an den Wochenenden vor 10:00 nicht aus dem Bett und vor 12:00 nicht aus dem Haus. Ich dagegen liebe den frühen Morgen. Und dann auf den Wegen oder Pfaden richtet sich ihr Blick auf Blumen und Pflanzen: „Sieh mal, die Hagebutten.“ Ich dagegen richte den Blick ganz entschieden auf die Seen und die Wolken und den Horizont.

Kurz und gut, es knirschte und knarrte im Gebälk der Gewohnheiten; aber wir kamen voran, sie etwas mutiger, ich eher zögernd, mit ausgestreckten Schneckenfühlern: langsam, langsam, wir haben noch Zeit. So ging es bis letzten Sonntag, den 19. Dezember, ihrem Unglückstag.

**29.12.** War wieder im Krankenhaus. Nadja noch immer ohne Bewusstsein. Heute ein krampfartiges Zittern in den Beinen. Ich saß bei ihr und kam mir nach einiger Zeit aber ganz überflüssig vor, dachte an alles Mögliche, war abgelenkt von den Geräuschen auf der Station, dem Klicken der Geräte, dem Flüstern der Pfleger, dem Rauschen der Klimaanlage. Eine Schwester sagte, der Arzt sei über das Zittern der Beine informiert, aktuell aber nicht zu sprechen. Ich wusste nicht, was ich noch hätte fragen können und verließ die Station mit einfachem Gruß.

Fuhr dann nach Wüstrow in die Urologie zur Instillation. Davoud machte die Vorbereitungen und fragte nach irgendwelchen Beschwerden. Ich sagte: „Nichts, nichts, alles wieder in Ordnung.“

– „Schön, der Doktor wird sich freuen.“

Dann erzählte ich ihm von Nadja: Gehirnblutung, letzte Woche, bisher ist sie noch ohne Bewusstsein. Er fragte nach Prognosen und Befun-

den und sagte, derzeit habe er einen Patienten in Fährholz, könne also gerne mal wieder bei mir vorbeikommen, „sagen wir Montagvormittag, auf einen kleinen Kaffee“.

Abends rief Andrej an: Man habe ihn um die Einwilligung in eine erneute OP gebeten. Nadjas Gehirndruck sei angestiegen, ein Schlauch zur Abführung von Liquor-Flüssigkeit solle in den Kopf gelegt werden. Das sei nur ein kleiner Eingriff, durch den man hoffe, Nadjas Epilepsie auszuschalten.

Das höre ich jetzt zum ersten Mal: Das Zittern ist also eine Epilepsie, möglicherweise ausgelöst durch zu viel Liquor-Flüssigkeit? Wieder einmal habe ich den Eindruck, das ganze Ausmaß dieser Krankheit noch nicht begriffen zu haben. Und was ist das überhaupt: „Liquor-Flüssigkeit“? Das Internet hilft mir nicht viel weiter, entfremdet mir Nadja nur noch mehr. Oder anders: Jeder dieser Begriffe verwandelt die mir eher unbekanntes Nadja in eine allgemein bekannte medizinische Angelegenheit. Es gibt Arterien, die platzen, und es gibt Flüssigkeiten, die abgeführt werden müssen. Ein Vorgang ohne Diskretion oder Intimität.

Ich werde also um sie kämpfen müssen, nicht nur in dem Sinne, dass sie überlebt, sondern dass sie für mich, in meinen Gedanken, als Nadja überlebt, als Lebenslust und Lebenserfahrung. Als eigenwillige Person mit eigenartiger Geschichte. – An einem Wochenende im September saßen wir drüben auf ihrer Terrasse und haben ihre Cloud durchstöbert, unsortiert hunderte von Fotos: Kindheit, Schule, Studium usw. Auch ein paar Dokumente (Zeugnisse, Visa-Kopien). Und zum ersten Mal erzählte sie von Krasnojarsk: Hier die Brücke über den Jenissei, ein Herzstück der transsibirischen Bahnlinie. Sie war auf jedem 10-Rubel-Schein zu sehen. Und hier die Scans einiger Postkarten, leicht vergilbt: die Landungsbrücken für Postschiffe und Ausflugsdampfer, überragt von einem klassizistischen Bau, das Abfertigungsgebäude für den Schiffsverkehr, monumentale Ausmaße, ein spitzer Turm mit Sowjetstern obenauf. Ziemlich bolschewistisch.

Es waren Postkarten aus den sechziger und siebziger Jahren, breite Straßen, noch wenig Verkehr. Öffentliche Gebäude mit imposanten Fassaden, hoheitliche Bauten. Ein paar Stufen führten hinauf, viel Platz war drum herum. Keine überfüllten Parkplätze, keine verstopften Straßen. Diese Gebäude hielten Menschen und Fahrzeuge auf Abstand, erhoben sich machtvoll über das Leben. Man näherte sich ihnen über leere Flächen.



„Und das war ich“, sagte sie und zeigte auf das Foto von ein paar Jugendlichen: Nadjas Schulklasse, alle in feierlicher Kleidung, sie legten Blumen am „Ewigen Feuer“ nieder: ein paar Steinplatten und aus einem Sowjetstern aufsteigend die Flamme. Im Hintergrund die Skulpturen zweier Männer (ein Soldat und ein Arbeiter?). Gemeinsam recken sie ein martialisches Schwert in die Höhe. Und vor diesen Statuen standen die Jugendlichen, zwischen denen ich Nadja kaum erkannte, aber zu ahnen begann, aus was für einer anderen Welt sie kommt. Allerdings konnte ich nicht ahnen, wie wenig Zeit uns noch bleiben würde, diese Welt in Ruhe anzusehen. (Ich weiß: Wer im Osten geboren ist, kennt das alles wohl so ungefähr; aber für mich war das doch eine ziemlich fremde Welt.)

Während wir von da an gelegentlich in ihrer Cloud blätterten, ergaben sich beiläufig auch immer ein paar russische Begriffe und Sätze: „вокзал“ zum Beispiel ist ein Bahnhof, das wusste ich noch. Und: „der Zug fährt über die Brücke: „поезд идет по мост.“ Aber Nadja sagte, nicht „мост“, sondern „мосты“ müsse es heißen (Dativ). Und überhaupt: Wir sollten öfter einmal ein bisschen Russisch üben. Aus den Übungen ist nicht viel geworden. Gelegentlich ergab sich aber ein kleiner russischer Wortwechsel: „Wollen wir noch was kochen?“ Oder: „Vergiss nicht, Nicolai hat morgen Geburtstag.“ Das alles sagte ich holpernd und fehlerhaft, woraufhin Nadja jedes Mal so überaus charmant die Stirn runzeln musste, dass ich sie hätte küssen mögen (die Stirn).

**30.12.** War im Krankenhaus. Als ich zum Eingang kam, wedelte der Aufpasser mit den Händen und deutete auf mein Gesicht. – Ach ja, die Maske. Ich kramte in meiner Jacke, setzte die Maske auf und zeigte mein neuestes Testergebnis. Jetzt lächelte er und grüßte.

Ich saß dann eine Weile an ihrem Bett, und es war noch immer eine sehr abstrakte Gewissheit, dass dies hier Nadja sei. Dieser reglose Mensch an Schläuchen und Kabeln. Das Pflaster am Kopf hatte man entfernt, eine lange Narbe mit Klammern war sichtbar geworden. Heute erschien mir alles noch erdrückender. Dabei war es eigentlich kein persönliches Erschrecken über Nadja, eher ein allgemeiner Schreck über einen so entstellten Menschen. Während der ganzen Zeit hatte ich das Bedürfnis, auf die Uhr zu sehen, und ich dachte: Es sieht zwar niemand, ist aber trotzdem unhöflich.

Nadjas Bett war vom benachbarten Bett durch eine Stellwand getrennt, hinter der ein Stöhnen und Röcheln zu hören war. Es klang sehr unnatürlich. Ein Pfleger lief hin und her, ein Tupfer fiel zu Boden, eine Schüssel klirrte, eine ältere Frau wurde weinend zum Ausgang geführt. Dann war alles wieder still. Ich hielt noch eine Weile Nadjas Hand und schickte ein Signal in ihren tiefen Schlaf.

Als ich ging, kam ein Pfleger den Flur entlang, grüßte, lächelte und sagte, bisweilen sei sie schon in einem Zustand der Halbwachheit. Täglich werde die Pupillenreaktion geprüft, auch eine mögliche Reaktion auf einen Händedruck. Bisher noch ohne Ergebnis, „aber das entwickelt sich noch“. Das Zittern in den Beinen habe nachgelassen, werde aber engmaschig beobachtet. In diesem oder in einem anderen Zusammenhang hörte ich zum ersten Mal vom Risiko eines „Vasospasmus“ (das Wort musste er mir buchstabieren). Sie bekomme aber ein Gegenmittel.

Und dann noch eine andere Frage: Nadjas Sohn habe eine Vertretungsbefugnis für alle anstehenden Entscheidungen. Ob ich auch eine Vollmacht habe oder erwirken wolle. Ich sagte „nein“ und war froh, diese Dinge Andrej überlassen zu können.

War erst abends zuhause, dann aber schon wieder mit dem Gefühl: Sie alle reden so zuversichtlich, aber es wird immer schwerer, daran zu glauben. Auch die Ärzte klingen immer zweifelhafter: Pupillenreaktion, Vasospasmus, Vertretungsbefugnis usw.

**31.12.** Leichter Frost heute früh. Reif an den Bäumen, lange Schatten, eingefrorene Landschaft und ein blasser Sonnenaufgang.

Mittags Anruf Richard. Wie geht es Nadja? Ich konnte nur wiederholen: „Zustand stabil, aber sie ist noch immer ohne Bewusstsein.“ Daraufhin er: Das sei doch kein schlechtes Zeichen. Diese Kommentare bin ich allmählich leid. Und dann auch noch die Russen: Richard sagte: „Du wirst sehen, die machen tatsächlich noch Krieg.“

– „Ja vielleicht, aber ich glaube: eher nicht.“

– „Na dann guten Rutsch.“

Spät abends stand ich am Fenster, sah noch kaum eine Bewegung unten im Hof oder drüben in Bischofsbrück. Kurz vor 12 dann im Radio das Abzählen der letzten Sekunden, während im Dorf bereits das Knal-

len begann, dann auch das Feuerwerk unten im Hof, in den Nachbargärten und drüben in BB.

Nach einer halben Stunde war alles vorbei. Die Rauchschwaden hatten sich verzogen, die Augen gewöhnten sich wieder an die Dunkelheit. Allmählich zeigten sich die Umrisse der Hügel, dazwischen lag schwarz die Bucht. Die Schilfflächen flimmerten im Nachtlcht und im Wind.

**1.1.2022.** Heute zuerst Regen, dann Sonne. Ein paar letzte Regentropfen, die auf der Fensterscheibe glitzern. Unten im Hausflur und im Hof allseits ein „gutes neues Jahr“.

Fuhr dann wieder ins Krankenhaus. Bei Nadja keine Veränderung. Sie reagiert auf nichts. Ich saß eine Weile bei ihr, hielt ihre Hand, mochte ihr aber nicht ins Gesicht sehen. Es lag da unter einer Maske, verschiedene Kanülen führten teils in die Nase, teils direkt in den Kopf. Es schien mir unanständig, sie so zu betrachten.

Davoud hatte gesagt, es sei vielleicht gut, dass ich bei ihr sitze, wenn sie allmählich wach wird, noch im Halbschlaf eine vertraute Stimme hört. Aber so wie sie hier lag, war es ganz undenkbar, dass sie irgendwann die Augen öffnet, sich umsieht und ein paar Fragen stellt.

**2.1.** Tagsüber ist es dunstig geblieben, am Abend hat sich der Nebel zugezogen. In der beginnenden Dunkelheit schwammen die Hofflichter ganz unbestimmt dort unten bei den Schuppen. Und jetzt, am späten Abend, nachdem sie erloschen sind, bleibt nur noch das Licht, das aus den Wohnungen nach draußen dringt. Da steht es dann als eine helle Nebelwand. Aber von weitem, falls jetzt noch jemand unterwegs ist dort draußen, zeigt sich Fährholz als eine kleine Aufhellung in der Nacht, sieht vielleicht ganz tröstlich aus.

**3.1.** Vormittags Davoud. Er fragte nach Nadja, ich sagte: „Noch keine Besserung, immer noch bewusstlos.“ Er fand, man könne das auch anders sehen: Ihr Zustand bleibe stabil, das sei eigentlich ein gutes Zeichen, damit habe sie die kritische Phase jetzt überwunden. Er sah sich Kopien von einigen Befunden an, lehnte sich schließlich zurück und ließ sich noch einmal berichten, wie alles gekommen ist (sie war bei Andrej, bekam Kopfschmerzen, Notarzt, Operation, ich konnte sie in den ersten Tagen

nicht besuchen usw.) Davoud sagte: „Du erzählst das alles so seelenruhig.“ – „Hab’s ja auch schon oft erzählt.“

Als wir dann beim Kaffee saßen und er langsam in seiner Tasse rührte, sagt er, sie habe gute Chancen, „aber das wird aber ein mühseliger Prozess, sie wird hart kämpfen müssen, und du brauchst viel Geduld. Ruf mich an, wenn was ist“. Wieder einmal gelang es ihm mühelos in einen freundschaftlichen Ton zu wechseln.

Aber er betreut mich ja auch schon seit ein paar Jahren. Er war Arzt im Irak, ist 2013 geflohen, über Jordanien nach Ägypten, dann hierher, wo er aber nur als Pfleger arbeiten darf. Hatte nie das Geld oder die Energie für die nötige Weiterbildung. Und sie hätte sich auch kaum noch gelohnt im Alter von 54 Jahren. So ist es bis heute geblieben: Er ist Pfleger in der Urologie und fährt herum für ein paar Hausbesuche. Ein paarmal sagte er, der Zufall oder das Schicksal oder irgendein Gott schenke ihm damit doch immerhin einen ruhigen Lebensabend. Anfangs hielt ich das für eine sarkastische Bemerkung. Aber vielleicht denkt er irgendwo in seiner orientalischen Seele tatsächlich so. Das ist Davoud: dünnes Haar, aber kräftiger Bartwuchs, kurze, schwarze Stoppeln, wirkt im ersten Moment ziemlich finster, ein bisschen wie Al Qaida.

Als ich dann wieder bei den Schuppen beschäftigt war, sah ich Maik vors Hauptgebäude fahren. Er lieferte ein paar Kisten aus, kam dann herüber und sagte, ich hätte meine Bestellung zweimal aufgegeben. Das sei wohl aus Versehen geschehen, ich müsse aber nicht die doppelte Bestellung abnehmen. – Ja, gut, den Wein kann er mir aber gerne in doppelter Portion hierlassen.

Er holte eine Kiste und eine Kühlbox aus dem Wagen und fragte, ob er sie nach oben bringen solle – nein, das schaffe ich schon noch selbst. Dann trug er alles in den Hausflur hinüber, kam leichten Schrittes zurück, sagte: „Schönen Tag noch“ und schenkte mir einen kurzen Moment der Unbekümmertheit.

Irgendein digitaler Mechanismus scheint meine Lage erkannt zu haben. Seit einiger Zeit werden mir mit jedem Internet-Klick neueste Potenzmittel angeboten, diskreteste Partnerbörsen usw. Ist ja eine klare Sache: Da bestellt jemand regelmäßig Single-Rationen von Lebensmitteln und beträchtliche Mengen Wein; bis in den späten Abend recherchiert er Nachrichten und Studien. Fazit: alter, arbeitswütiger Alkoholiker. Könn-

te ein wenig Zweisamkeit vertragen. – Irgendein Algorithmus macht sich also Sorgen um mich. Gut zu wissen.

Nur ist es mit der Zweisamkeit gar nicht so einfach. Ende September, als wir uns seit drei Wochen kannten, saßen wir in ihrem Garten, als sie mit einem Mal sagte, ich sei so schweigsam heute, so verschlossen, ob es irgendeinen Grund gebe. Ich sagte: „Nein“, schweigsam sei ich doch eigentlich immer. Aber sie beharrte darauf, irgendetwas sei heute anders, irgendetwas stimme nicht. Und ich beharrte darauf, alles sei wie gewöhnlich, bis ich dann ganz ungewöhnlich sagte, es sei wohl besser, wenn ich jetzt ginge.

Die einfachste Erklärung wäre: Ich war nicht verliebt. Aber wer weiß schon, wie einem in älteren Jahren die Liebe zustößt? Ganz allgemein fand ich Nadja attraktiv und hätte mir so manches vorstellen können. Aber ganz konkret und real, heute Abend, genau jetzt, war es unvorstellbar, sie auch nur anzufassen – oder von ihr angefasst zu werden. Man ahnt schon, wie das ablaufen wird, die Arme kommen sich konfus in die Quere, ein Husten reizt im Hals, man beobachtet sich selbst und ist sich fremder denn je.

Ich hätte mir nicht zusehen wollen, wie schwerfällig ich mich bewege, um auch nur die Schuhe auszuziehen, geschweige denn die Hose. Dazu wäre ein ganz anderes Selbstvertrauen notwendig gewesen, ein paar Vorbereitungen, ein Lockerungstraining oder ein kleiner Workshop, so etwas wie ‚sex in your sixties‘: Senioren, die in leichter Kleidung ihren Partnerinnen auf Meditationskissen gegenüber sitzen. Alles gut, alles richtig. Aber ich war froh, dass es vorbei war.

Das ist vielleicht das eigentliche Problem: Nach dem Schock der Krebsdiagnose folgte ein Leben, das einfach weiterging: Man isst, man arbeitet, man absolviert seine Therapien. Der Alltag geht weiter, aber ein paar weniger alltägliche Dinge geraten in Vergessenheit, zum Beispiel jemanden ganz selbstverständlich zu umarmen – oder einfach zu sagen: „Ich mag dich.“

Immerhin: das medizinische Drama blieb aus, ließ auf sich warten, schwebt seitdem irgendwo im Hintergrund. Und auch ich selbst schwebe irgendwo im Hintergrund, herausgefallen aus jeder Gemeinschaft, von nichts berührt, als vom Warten auf die jeweils nächste Untersuchung. Seitdem gibt es diejenigen, die weiterleben werden, und es gibt mich mit

meinem Krebs. Es klingt hysterisch, ist aber vielleicht nicht ganz falsch: Das Leben hatte mich ausgesondert, ich lebte auf Abruf, hatte mich zurückgezogen hier in die Bucht. Warum Rückzug ins Wüstrower Land, diesem stillen Fleck zwischen Havel und Oder? Weil in der Geschäftigkeit einer Großstadt eine Krankheit nur schwer zu ertragen ist. Hier in der Bucht war ich dem Leben schon ganz harmonisch ein Stück entrückt. Aber dann tauchte Nadja auf und stand vor mir wie der Lockruf einer ewigen Jugend.

Am nächsten Tag (nach unserem „Schweige-Abend“) rief ich sie an, sagte etwas von Freundschaft, von wunderbaren Spaziergängen, aber unklaren Gefühlen, „du weißt ja: die Krankheit, und dann kennen wir uns ja erst seit ein paar Wochen“. – Obwohl das alles stimmte, klang es ziemlich falsch; vielleicht nicht falsch, aber dünn.

Sie sagte, ja gut, sie verstehe, sei momentan aber in der Stadt. Ich hörte allerdings keinen Verkehr, keine Stimmen, keine Shopping-Musik und dachte: Damit ist es jetzt ausgesprochen und wohl auch zu Ende. Seit drei Wochen kennen wir uns jetzt, und es ist nichts daraus geworden. (Das war Ende September.)

4.1. Nachmittags, im Krankenhaus, sagte man, die Zuckungen hätten jetzt gänzlich aufgehört, Liquor-Flüssigkeit werde allerdings weiterhin abgeführt. Vor allem aber habe Nadjas Atmung wieder eingesetzt, sehr schwach noch, aber immerhin. Man werde die maschinelle Unterstützung vorsichtig reduzieren, Nadjas Lunge müsse die entsprechenden Muskeln erst langsam wieder aufbauen. Zum ersten Mal verließ ich erleichtert das Krankenhaus.

War anschließend bei Andrej. Habe Nadjas Hund abgeholt, Kostja, der übergangsweise dort war. In einer weitschweifigen Entschuldigung erklärte Andrej noch einmal, dass er vorläufig keine andere Betreuung für Kostja gefunden habe, und er selbst sei mit dem Studium sehr eingespannt.

Nadja nennt ihn Andrej, er selbst nennt sich Andreas. Ein selbstbewusster junger Mann, der alles souverän geregelt hat: Postnachsendung beantragt, Heizung reduziert, Nadjas Schule informiert, auch die Nachbarn, den ganzen Freundeskreis. Und was Nadja betrifft, so kennt er alle Diagnosen und Prognosen bis ins Detail. Begriffe wie „subarachnoidale Blutung“, oder „Aneurysma“ kommen ihm so geläufig über die Lippen,

als gehörten sie in sein Studienfach. Es steht mir nicht zu, in seinem Verhalten irgendwelche Anzeichen von Bestürzung zu suchen oder zu vermissen.

Dann der Rückweg mit Kostja: Als wir durch Bischofsbrück fahren, erkannte er die Abzweigung zu Nadjas Haus, hat gebellt, gewinselt, gebetelt, ist auf der Rückbank hin und her gesprungen. Ich bin ein Stück weitergefahren, habe angehalten und überlegt, was macht man mit einem fremden, unglücklichen Hund? Anbrüllen, streicheln, ignorieren, ein paar Kekse geben?

Er saß dann in der Wohnung, war unruhig, spürte, dass etwas nicht in Ordnung ist, lief herum, wollte raus, und draußen zog er mich überall herum, schnupperte, suchte. Als wir den Weg zum Dorf heraufkamen, trafen wir Frau Ohlsen und ihren Hund. Sie fragte, warum ich mit einem Hund spazieren gehe. Ich erzählte ihr alles. Sie zeigte sich mitfühlend und wünschte gute Besserung. Ich kann Kostja gerne zu ihr bringen, wenn ich zu Nadja fahre oder sonst irgendwie beschäftigt bin. Die beiden Hunde werden sich schon verstehen, sind auch ungefähr gleich groß.

**5.1.** Heute war sie wach. Man sagte es mir, als ich die Station betrat, und führte mich in eine andere Abteilung. Nadja liegt dort weiterhin unter Beobachtung, aber in einer weniger sterilen Bettnische: Bilder an der Trennwand und Blick aus einem Fenster. Man klopfte an ihr Bett, weckte sie und ließ uns dann allein. Ich stand einen Moment vor ihr und fragte „weißt du, wer ich bin?“ Sie nickte, sagte etwas wie ein „u“ (vielleicht das „u“ von „du“). Dann wollte sie nach etwas greifen, konnte ihre Bewegungen aber nicht kontrollieren.

Ich sagte, was ihr wohl schon alle anderen erklärt hatten: Gehirnblutung, Operation und so weiter, das Schlimmste ist überstanden, ab jetzt geht es aufwärts. Aber dann verstand ich: Das ist alles viel zu kompliziert, ich sollte etwas Einfaches sagen: „Kannst du raussehen? Berlin, Fernsehturm am Alexanderplatz.“ Sie nickte wieder mit einem steifen, unbewegten Gesicht, kein Lächeln, keine Frage. Und schon wusste ich nicht mehr, was ich noch hätte sagen können. Es gab auch immer noch diese gespenstische Fremdheit: An Nadjas Narben waren die Klammern entfernt, die rasierten Haare sind ein wenig nachgewachsen, Schläuche und Elektroden weitgehend entfernt, das Gesicht ist jetzt also frei, aber es ist nicht ihr Ge-

sicht. Da ist jemand ganz anderes zum Vorschein gekommen. Es fiel mir nicht leicht, ihre Hand zu halten.

Ein Pfleger sagte, es werde weiterhin Gehirnwasser abgeführt, es sei auch nicht sicher, ob Nadja ohne Ableitung von Gehirnwasser auskommen wird. Im Zweifelsfalle müsse ein dauerhafter Abfluss gelegt werden (Shunt), also ein Schlauch, der unter der Haut vom Kopf in den Bauchraum gelegt wird. Klingt wieder ziemlich gespenstisch.

Im Übrigen sei es wichtig, mit ihr zu sprechen, sie auch zu berühren und zu streicheln, so könne man sie „sensibilisieren“. Ich solle ihr etwas erzählen, möglichst von uns beiden: Was haben wir gemacht, wo sind wir gewesen, was haben wir erlebt? Ich überlegte, was ich ihr erzählen könnte, aber es fiel mir nicht viel ein. Wir haben ja keine gemeinsame Geschichte. Es fehlen die Ereignisse. Wir haben keine Reise nach Afrika oder Amerika gemacht, haben keinen gemeinsamen Trauerfall verarbeitet oder einen Winter erlebt, in dem die Heizung ausfiel. Wir sind ein paarmal essen gegangen, haben uns ein paar Filme angesehen und sind einmal die Havel hinaufgefahren, mit dem Boot, vier Tage „erinnerst du dich?“ – Unklare Reaktion.

Zuhause erzählte ich Kostja, dass ich bei ihr war, und hatte den Eindruck, dass er es auch roch. Er schnupperte an meinen Händen, winselte, lief um mich herum. Ich erzählte also, dass sie jetzt wach sei und nach ihm gefragt habe. Er wimmerte, schubste mich, wollte gestreichelt werden. Ich sagte: „Sie ist krank, man weiß nicht, wie es weitergeht, aber sie ist eine tapfere Frau, hat schon vieles überstanden.“ Ich erzählte und erzählte, bis Kostja neben mir lag, schnaufte und brummte und endlich seine Ruhe gefunden hatte.

Dann rief ich Igor an, er sah blass aus, wirkte fahrig, hatte vielleicht getrunken. Ich sagte, Nadja sei wach, aber noch kaum ansprechbar. Und auf einmal wirkte er wie aufgerüttelt, er rief Galina, die feuchte Augen bekam. Beide waren glücklicher in diesem Moment als ich, dem die Elendsbilder der letzten Wochen noch auf der Seele liegen.

Wir kamen dann auf Igors neue Arbeit zu sprechen: immer noch Laborarbeit, jetzt aber nur noch an drei Wochentagen. Er machte eine Pause, und ich dachte, dass ich etwas dazu sagen sollte. Aber dann fragte er schon: „Und du, was treibst du den ganzen Tag? Noch immer die Projekte? Sozialarbeit und solche Sachen?“ – „Ja, solche Sachen. Das heißt aber:



Ich mache keine eigenen Projekte mehr, nur noch die Begutachtung von fremden Anträgen und Berichten. Schreibtischarbeit. Ein paar Stunden am Tag. Die Zeit meiner Projekte ist vorbei. Erst recht die Zeit meiner russischen Projekte, schon seit 13 Jahren. Ach ja, und Fotos. Gelegentlich mache ich jetzt auch Fotos, Landschaftsfotos für den Tourist-Office in Wüstrow, ein bisschen Werbung für die Region, könnt ihr euch mal ansehen auf [www.wuestrow-tourismus.de](http://www.wuestrow-tourismus.de).“

**6.1.** Mittags kam Maik noch einmal vorbei und wunderte sich: Hundefutter? Ich habe Hundefutter bestellt? – Ich erklärte ihm alles. Das Hundefutter ist vorerst also fest gebucht. Als er mit einem Fuß schon im Wagen stand, fragte er nach Herrn Brenner, der schon länger nichts mehr bestellt hat. Ob wohl alles in Ordnung ist? – Ich sagte, Herr Brenner habe mir Bescheid gesagt, er wohnt den Winter über in Wüstrow, hat dort einen Bruder. Wird im Sommer zurückkommen.

Wir sprachen nicht darüber, aber so ist es: Im Winter wird es hier in der Anlage noch stiller. Ein paar Wohnungen stehen ohnehin leer, und wer nur eine Ferienwohnung hat, bleibt in der Stadt. Und die wenigen Alten, die dauerhaft hier draußen leben, können nichts miteinander anfangen, gehen sich aus dem Weg, entwickeln ihre Eigenarten, vergraben sich in Erinnerungen. Aber dann gibt es zum Glück noch Maik, der die Lebensmittel bringt und nachsieht, wer noch lebt.

Ging nachmittags mit Kostja den Uferweg entlang, er konzentriert auf die Enten, ich konzentriert auf die nächsten Regenwolken, die sich von Wüstrow her über die Bucht schoben. Dachte dabei an Nadjas Frage, warum ich immer nur „die Bucht“ sage, nicht einfach „See“ oder korrekt die „schmale Sophie“. – Ich finde: Ein „See“ klingt zu hübsch und die „schmale Sophie“ zu offiziell und zu touristisch. Es ist ja einfach nur ein langes Seitengewässer, gehört zum Wüstrower See, ist folglich eine Bucht, also etwas Abgelegenes, das gefällt mir schon besser.

Als wir den Weg zum Dorf heraufkamen, trafen wir Frau Ohlsen und ihren Hund. Sie fragte, warum ich mit einem Hund spazieren gehe. Ich erzählte ihr alles. Sie zeigte sich mitfühlend und wünschte gute Besserung. Ich kann Kostja gerne zu ihr bringen, wenn ich zu Nadja fahre oder sonst irgendwie beschäftigt bin. Die beiden Hunde scheinen sich ja zu verstehen, sind auch ungefähr gleich groß.

Im TV die Frage an einen Militärexperten: Wird es zum Krieg kommen?

- Eher nicht, das sind Drohgebärden. Verhandlungspoker.
- Aber wenn doch: Welche Chancen hätte die Ukraine?
- Keine. Null. Sie würde glatt untergehen.

7.1. Heute nehme ich mir vor, ihr ein paar Fotos auszudrucken und mitzubringen, Kindheitsfotos. Als ich ihre Cloud zu öffnen versuche, ist die Adresse unbekannt, beim zweiten Versuch klappt es. Ich beginne zwischen den Fotos zu stöbern: Nadja, die mit einer Katze spielt, Nadja in der Ballettschule, Nadja in Schuluniform: ein Mädchen mit langen Zöpfen, sorgfältig gekämmt, dazu zwei weiße Schleifchen. Das ist genau ihre Kopfhaltung. Man erkennt sie selbst auf den frühesten Fotos: neugierig und ein bisschen übermütig. Sie steht vor dem Hauseingang eines Wohnblocks, den Arm auf ein Treppengeländer gestützt. Seitlich ein Fallrohr und ein paar Kabel. Alles wirkt ramponiert und geflickt. Aber für Nadja war es wohl eine stabile Welt. Es war Sommer, ein erwartungsfroher Lebenstag. Das muss Ende der 70er Jahre gewesen sein.

Im Krankenhaus, als ich ihr das Foto zeige, betrachtet sie es lange mit konzentriertem Blick, aber die Hoffnung auf irgendeine Reaktion war übertrieben: keine Bewegung, kein Rucken. Ich sage: „Das warst du, hier hast du gewohnt“, und habe höchstens den Eindruck, dass sie ein wenig nickt. Als eine Schwester hereinkommt, verabschiede ich mich, und sie nickt wieder mit unbestimmtem Gesichtsausdruck.

Zuhause ein Telefonat mit Davoud: Ich solle mich nicht entmutigen lassen, solle unbedingt weitermachen, das sei der richtige Weg: viel mit ihr reden, Fotos zeigen und Musik vorspielen. Welche Musik hat sie denn gemocht?

Heute sehe ich, was ich verpasst habe: nachzufragen, Einzelheiten noch einmal erklären zu lassen, Unklarheiten nicht einfach zu übergehen. Was ich über ihre Geschichte weiß, ist in groben Zügen schnell erzählt, beginnend mit der Wohnung in Krasnojarsk: zwei Zimmer, drei Personen; Mutter, Großmutter, Nadja. Die Mutter war oft auf Reisen, Dienstreisen, kam jedes Mal mit einem kleinen Geschenk zurück: Schuhe, Spielzeug, Süßigkeiten.

Nadja, was sie oft erwähnt hat und hier vermisst: die Eisenbahn, das Rauschen der Züge, das Poltern, wenn sie über die Jenissei-Brücke fuhren.

Die Pffiffe der Rangierlokomotiven. Nachts, wenn die Stadt still war, hörte man vom Bahnhof die Lautsprecheransagen: undeutlich, verweht, blechern. Tonwellen in der Nacht. Es war immer etwas in Bewegung. Gut zu wissen. Die Gleise führten bis Wladiwostok und bis Moskau, unvorstellbar weit, aber alles war verbunden. Auch die Mutter war unterwegs, wird nicht lange wegbleiben. Ist vielleicht schon auf dem Rückweg von Swerdlowsk oder Nowosibirsk oder Irkutsk.

An der Hand der Großmutter wird Nadja sie abholen, wird auf dem Bahnsteig stehen, auch im Winter und bei tiefem Frost, und wird den Zügen entgegensehen, wie sie in einer Wolke aus Schneestaub auftauchen, von einer Lokomotive gezogen, die näher und näher kommt, dann in den Bahnhof einfährt, von Eis verkrustet, und aussieht wie ein Held, stark und stolz und unbeirrt. Der ganze Bahnsteig zittert unter ihrer Kraft. Dann das Kreischen der Bremsen, ein letztes Rucken der Waggon, die Türen öffnen sich, eine Schaffnerin tritt heraus, danach die Reisenden und endlich auch die Mutter.

Das nächste Foto (wie alle anderen: schwarz-weiß). Nadja mit Milchkanne und Einkaufsnetz vor einem Geschäft. Ein- oder zweimal täglich wurde sie losgeschickt, sehen ob Milch da ist oder frische Wurst. Also die Treppe runter, über die Straße, ins „магазин“ (Magazin), am Stand für Milch und Käse anstehen oder am Stand für Fleisch und Wurst.

„Heute reden alle über die Warteschlangen“ (hat sie einmal gesagt) „Mangelwirtschaft, verlorene Lebenszeit! Ja, im Nachhinein kann man es vielleicht so sagen.“ Für sie war es ein bisschen lästig, aber auch interessant, was die Leute so reden: Geburten, Hochzeiten, Todesfälle und das Wetter, das immer schlimmer wurde oder früher viel schlimmer war – erst recht im Krieg. Und wenn es keinen Käse gab, dann eben noch eine Butter; und wenn es keine Karotten gab, dann eben wieder Kohl. Aber das war Ende der 70er Jahre. Da war doch schon einiges im Angebot.

Einmal erwähnte sie, anfangs hätten sie mit zwei anderen Familien in einem Holzhaus am Stadtrand gewohnt. Aber das weiß sie von ihrer Mutter, erinnern kann sie sich nicht daran. Ihre Erinnerung beginnt mit dem Glück, eine eigene Wohnung zu haben, nur für sich selbst, für Mutter und Großmutter und Nadja und niemand sonst: zwei Zimmer, ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer, in dem mitten durchs Zimmer zwei Schränke

aufgestellt waren als Trennwand zwischen den Betten von Mutter und Nadja. Großmutter schlief auf dem Sofa im Wohnzimmer. Dazu gab es noch eine kleine Küche und ein winziges Bad.

Allerdings: Von Mai bis September war das städtische Heizkraftwerk abgeschaltet, offiziell war es ja Sommer; das heißt: fünf Monate kein heißes Wasser, keine warme Dusche, keine Zentralheizung. An kalten Tagen saß man in der Küche vor dem Backofen. Einen kleinen Elektroboiler fürs Bad hat man sich später irgendwann besorgt.

Ein Winterfoto: Nadja im verschneiten Hof; sie steht da wie ein Modepüppchen in der Haltung „zeig dich mal“. Offenbar hat sie einen neuen Mantel bekommen, trägt dazu aber die alte Wollmütze und Wollhandschuhe (Fäustlinge).

Das nächste Foto sommerlich: Zwischen zwei Wohnblöcken eine Rasenfläche und ein Spielplatz. Ein paar Kinder klettern an einem Gestänge herum, ein Mädchen sitzt auf einer Schaukel von einfachster Konstruktion, an einem Ast hängen ein Seil und ein alter Traktorreifen. Das reicht im Zweifelsfalle auch. Vor dem Hauseingang sitzen drei Omas auf einer Bank, sie reden und stricken und weisen einen Jungen zurecht, der übers Blumenbeet läuft (sommerliche Sowjet-Idylle – man möchte sich irgendwo dazusetzen und in die Sonne blinzeln).

Vor dem 1. Mai wurde die Schule aufgeräumt, wurden Fenster geputzt, Böden gefegt, und dazwischen Nadja, etwa 8-jährig, mit stolzem Gesicht. Was mir dabei auffällt: die lackierten Wandsockel anstelle von Fliesen oder Wandfarbe. Ein kühler Glanz in den Räumen und Fluren.

Dann der erste Mai: Kinder tanzen im Kreis, Soldaten stehen gelangweilt im Hintergrund, Eltern diszipliniert vor den Absperrungen. Lautsprecher an den Hausecken, Fahnen an den Masten. Fotos einer untergegangenen Welt mit ihren Ritualen.

Seitlich neben der Schule ein öffentliches Gebäude: Es ist nicht zu erkennen, worum es sich handelt: riesige Portale, mächtige Säulen. Die weiße Farbe ist abgeblättert. Der Rasen bucklig und zerrupft. Bauschutt liegt noch darin, stört niemanden, aber der Fotograf hätte darauf achten können. Das heißt: Wer hat diese Fotos eigentlich gemacht? Nadjas Mutter? Hatte sie Geld und Interesse genug fürs Fotografieren?

Nadja erwähnte ein paarmal, jedes neue Schuljahr habe mit der Rede des Rektors begonnen. Schüler, Eltern und Lehrer standen dann in Reih

und Glied (im Schulhof? In der Aula?). Es wäre interessant zu wissen, wie das für Nadja war. Lästig? Albern? War sie stolz? Eingeschüchtert? Amüsiert? Mit anderen Sorgen beschäftigt?

Was sie als Ärgernis erinnert: die langen Schulveranstaltungen (Konzert, Theater, Sport und immer die Reden dazu). Was noch? Das ewige Warten auf einen Telefonanschluss, die Suche nach passenden Kinderkleidern und später, während sie älter wurde, die Hoffnung, über einen Chef oder Parteigenossen an eine Dreizimmer-Wohnung zu kommen.

Einmal sagte sie, wenn man das von heute aus betrachte, sehe vieles so überflüssig aus, womit man sich beschäftigt hat. Nicht dass man seine Zeit mit überflüssigen Dingen verschwendet habe, aber vieles, was so zwangsläufig aussah, war einfach der Rahmen, der ihnen allen gesteckt war, und niemand hat geahnt, wie leicht so ein Rahmen dann irgendwann zerbricht.

Das sind die ältesten Fotos in ihrer Cloud. Die meisten hat sie mir noch selbst gezeigt, aber ich war damals nicht besonders aufmerksam. Ja, diese Bilder waren erstaunlich, ziemlich erstaunlich sogar, aber ich hatte Kopfschmerzen oder war müde oder brauchte Bewegung, wir können das vielleicht ein andermal fortsetzen. Lass uns noch eine Weile rausgehen, bevor es dunkel wird. – Außerdem: Nadja, die ich noch kaum kannte, saß neben mir, erwartete eine Frage, eine Bemerkung, einen Kommentar, aber mir wollte nichts Kluges oder Einfühlsames oder Scherzhaftes einfallen. Erst jetzt, wo niemand eine Reaktion erwartet, könnte ich staunen, was für eine fremde Welt sich hier offenbart, und staunen über ein Mädchen, das sich ganz zuversichtlich in ihr bewegt. Aber natürlich heißt das auch: Ich staune über eine Welt, wie ich sie mir vorstelle, gefiltert durch Nadjas Berichte – oder eher: gefiltert durch meine Erinnerung an Nadjas Berichte. Etwas fehleranfällig also.

**8.1.** Nachmittags bei Richard. Er berichtete von einer Bekannten, die auch infolge einer Gehirnblutung ganz plötzlich operiert werden musste. Sie habe sich nur langsam erholt, sei aber halbwegs wieder gesund. Also hoffen wir auch für Nadja.

Als ich dann aber erwähnte, mit Nadja alte Fotos anzusehen, schien er gar nicht mehr zuzuhören, sondern fragte abwesend, ob er mir einen Kaffee anbieten dürfe. Und mir fiel wieder auf, er hat etwas Aristokratisches: höfliche, aber unverbindliche Ausdrucksweise, dezente Bewegun-

gen, große Gestalt, ein charmantes, aber auch etwas unverbindliches Lächeln. Solchen Personen steht man immer etwas angespannt gegenüber.

„Ach und übrigens“, sagte er schließlich, „nicht vergessen: Montag Teamsitzung, unsere Webseite auf Vordermann bringen.“ Das wird jetzt sein Altersprojekt, den Fraktionsvorsitz im Gemeinderat hat er bereits abgegeben und bei den nächsten Kommunalwahlen wird er nicht mehr kandidieren. Es werde Zeit, ruhiger zu leben, kürzer zu treten, sich um die eigene Gesundheit zu kümmern – und auch noch ein bisschen um den Tourismus, Werbung für die Region. „Ich zähl auf dich.“ – Da konnte ich ihm allerdings nicht viel versprechen; es gibt ja nicht nur meine Gutachten, sondern jetzt auch Nadja und Kostja.

**9.1.** Sie liegt da, kann die Augen öffnen und schließen, kann selbstständig atmen, ist endlich wiederzuerkennen. Ich frage, wie es ihr geht, und sie nickt. Ich könnte auch sagen: „Ich vermisse dich.“ Vielleicht versteht sie es. Vielleicht ist sie irgendwo in ihrem verletzten Bewusstsein beruhigt, dass es eine vertraute Stimme gibt. Ich sage also, Igor und Galina haben angerufen, Julia grüßt dich, Kostja ist bei mir zuhause. Auch er vermisst dich. Sie nickt und hat ein nachdenkliches Gesicht.

Am Bett der Nachbarin, hinter einer Stellwand, war die müde Stimme einer Frau zu hören, die einer Patientin etwas zu erklären versuchte. Manchmal fiel ein Name oder ein Datum („letzten Mittwoch“) oder ein Halbsatz: „Aber das sage ich ihm dann vorher.“ Von der Patientin selbst war nichts zu hören, keine Bemerkung oder Frage – ja doch, vielleicht ein Röcheln.

Zuhause der Blick in die Nachrichten; und irgendwann sehe ich drüben in Nadjas Haus ein paar Lichter brennen. Ich weiß, die Zeitschaltuhr ist angesprungen, aber es gibt mir doch einen kleinen Stich, denn diese Lichter haben ihre kleine Geschichte. Es begann damit, dass ich einmal auf dem Balkon saß, als drüben bei Nadja das Licht anging; im letzten Haus am Hang. Kurz darauf, als ich selbst Licht machte, schaltete sie drüben die Lampen ein paarmal aus und an, es schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Ich rief an, aber sie wollte mir nur einen Gruß herüberschicken, ein kleines Signal.

Und woran hatte sie meine Wohnung erkannt, auf diese Entfernung, über die ganze Bucht herüber? – Sie sagte, unsere Wohnanlage sei leicht

zu erkennen. Links in Fährholz ragt sie über die Bäume heraus, und dort dann die oberen Lichter im Seitenflügel, „das sind deine Fenster“.

Von da an haben wir abends gelegentlich ein paar Lichtzeichen ausgetauscht. Kein Telefonat heute, nur ein kurzes „Ping“; und ich dachte, was auch immer aus unserer Freundschaft werden kann, aus diesem Abstand heraus lässt es sich leicht entwickeln. Das muss Anfang Oktober gewesen sein, damals, als wir noch viel Zeit hatten, alle Zeit der Welt.

Kostja schläft nicht ein, wenn er nicht noch einen Keks bekommen hat. Er hat sicher keinen Hunger mehr, braucht einfach nur die Gewissheit, dass jemand da ist, der für ihn sorgt. Dann dauert es nicht mehr lange, bis er eingeschlafen ist und ich an den Schreibtisch zurückkehre.

**10.1.** Mittags. Ein Wagen kommt zur Wohnanlage herunter, das Autoradio läuft auf voller Lautstärke, wird ausgeschaltet, eine Wagentür wird geöffnet und wieder geschlossen. Ich weiß natürlich, es ist nicht Nadja, aber so preschte sie immer den Weg herunter: Zuerst hörte man die Musik, dann den Wagen, sie parkte, stieg aus und winkte – für meinen Geschmack immer etwas zu rasant und zu euphorisch. Wegen seiner Farbe nannte sie den Wagen ihren „kleinen Bordeaux“.

Nachmittags Teamsitzung im Touristenbüro, Aktualisierung unserer Webseite. Alles ist vorbereitet: sauberer Tisch, glänzende Tassen, polierte Tee- und Kaffeekannen, der Beamer startbereit. Alice und Daniel kommen mir entgegen, erkundigen sich nach Nadja. Als Richard auftaucht, fragt er ebenfalls nach Nadja, klopf mir auf die Schulter und ist dann schnell umringt vom ganzen Team. Wo auch immer er sich zeigt, bildet sich eine Gesprächsraube um ihn herum, aus der er herausragt mit seiner imposanten weißen Mähne (Spitzname: Richard Löwenherz). Er setzt die Themen, gibt die Antworten.

Kurze Frage an mich: Ich habe doch in Russland gearbeitet, wie ich die Lage sehe, „wird es Krieg geben?“ – Ausweichend kann ich nur sagen „Ich habe nur noch wenige Kontakte, glaube aber nicht, dass es Krieg geben wird. So verrückt sind die Russen nicht.“

Es folgt eine Diskussion über das neue Design unserer Plattform, die nächsten Fotostrecken, die Vereinheitlichung der Video-Formate, Werbe-

einnahmen usw. Unser Problem bleibt, dass die Gegend für einen einträglichen Tourismus wenig geeignet ist: Viele Rumpelstraßen noch aus DDR-Zeiten, der Wüstrower See und unsere Bucht uninteressant, die Ufer wie mit dem Lineal gezogen, kaum eine Abwechslung, keine Biegungen, keine Inseln, wenig Wald, meist nur Viehweiden direkt bis ans Wasser. Manchmal Güllegeruch, das erzeugt natürlich kein Urlaubs-Feeling. Und in Zukunft dann womöglich auch noch ein Windpark, der jedes Landschaftsbild zerstört.

Darauf Richard: Zugegeben, schwierige Lage. Aber der Windpark weist den Weg in die Zukunft, ist ein Musterbeispiel für die Verträglichkeit von Natur und Technologie. Und außerdem: Gerade abseits des Massentourismus, ergibt sich die Chance für einen sanften, hochwertigen Tourismus, sozusagen als Geheimtipp. Alles, was wir brauchen, sind ein paar Investoren und einen entsprechenden Druck auf die Gemeinden und Landwirte, Wanderwege freizugeben, Kahlflächen abwechslungsreich zu bepflanzen, Straßen zu modernisieren. (Sieh an: Das ist Richard, wie er sonst vor den Mikrofonen steht und leicht und locker eine Vision formuliert oder auch nur eine Illusion.)

Nach der Sitzung ein kleines Essen. Ich entschuldige mich mit dem Hinweis, Kostja vor 20:00 Uhr bei Familie Ohlsen abholen zu müssen, fahre los, fahre durch den Regen in die Nacht. Wir haben Januar, es wird früh dunkel, und in der Dunkelheit fällt es besonders auf: Bis Lossnitz ist es eine noch halbwegs belebte Gegend. Aber dann ergibt sich Kilometer um Kilometer derselbe Eindruck: leerstehende Gehöfte und Häuser. Vor ein paar Jahren stand noch hier und da „zu verkaufen“. Inzwischen ist klar: Für diese Gegend gibt es keine Käufer. Aber in den Siedlungen, auch wenn sie verlassen sind, brennen die Straßenlampen. Sie beleuchten die Häuser und Höfe, die alle noch in Ordnung gebracht worden sind, bevor man sie verlassen hat: Die Gebäude verschlossen, die Gärten aufgeräumt, ein wenig verwildert schon, nirgends eine Menschenspur. Nässe spiegelt sich auf der Straße.

In Hernau brennt in manchen Häusern noch Licht. Eine letzte Person lebt noch auf einem Hof, auf dem früher fünf oder zehn Menschen gewohnt haben. Aller Verlassenheit zum Trotz wirkt es jetzt feierlich, fast wie eine späte Weihnachtsbeleuchtung. Und ich ahne: Das weihnachtliche Gefühl hat viel mit Nadja zu tun, damit, dass sie endlich wach ist und manchmal nickt und sich bewegt.



**11.1.** Ging morgens mit Kostja ein Stück den Wald hinauf, zum ersten Mal ein längerer Spaziergang. Anfangs dachte ich, wir machen nur eine kleine Runde. Aber dann fing er an, Vögel zu scheuchen oder auch nur das Herbstlaub, das den Boden bedeckte und sich im Wind bewegte. Er rannte herum, erstarrte dann in einer aufgeregten Lauerstellung, als sei der Wald voller Hasen. Er scheint die trüben Gedanken für eine Weile vergessen zu können.

Das alte Laub erinnert mich an etwas, was Nadja ein paarmal erzählt hat – das Leuchten der Ahornbäume in der Herbstsonne; das gelb-rote Licht im Hof und an den Hauswänden. Manchmal ist sie hinuntergegangen, hat ein paar Blätter aufgesammelt, hat sie nach oben gebracht und auf dem Fensterbrett über der Heizung getrocknet. Dort haben sie gelegen, bis der letzte Herbstgeruch verflogen war.

Was sie auch erwähnt hat: Sie durfte nie hinuntergehen, ohne ihre Wollmütze aufzusetzen. Das war Großmutter's Regime: Das Kind hat so oft Ohrenschmerzen.

Nachmittags war ich im Testzentrum, danach bei Ed. Wir schrieben seine Bewerbung um eine Hausmeisterwohnung am Stadtpark („solventer, technisch versierter Rentner, ehemals Bauleiter“). Dann wieder die Frage nach Nadja. Ich sagte „wenig Veränderung“ und konnte mich nur wiederholen. Aber mit jeder Wiederholung verdünnt sich alles mehr und mehr zu einer Alltagsgeschichte. Ed ging dann in die Küche und brachte zwei Gläser und Bier; „auf Nadjas Gesundheit – das wird schon wieder“. Ich muss zugeben, seine dunkle Stimme und seine kräftige Statur hatten für eine Weile etwas Beruhigendes.

Später dann das Thema „Windpark“. Ed ist für einen Windpark, glaubt aber nicht, dass wir damit viel gewinnen. Die Wüstrower Gegend ist einfach tote Hose, „Arsch der Welt“. Von all den landwirtschaftlichen Betrieben sei kaum einer geblieben, ein paar Felder und die Viehwirtschaft. Alles andere ist nicht mehr konkurrenzfähig. Die Gegend ist zu hügelig, teils auch zu sandig und trocken. Eine Moränenlandschaft eben: kreuz und quer in kurzem Abstand kleine, aber steile Hügel. Und dazwischen in den Senken überall Sümpfe oder Tümpel, beinahe eine Kraterlandschaft, alles viel zu klein und verwinkelt für die Maschinen, mit denen man heute arbeitet, die Traktoren mit ihren 500 oder 700 PS. „Für die brauchst du weite Flächen und immer geradeaus, zack, zack.“

Ja, ich weiß das alte Thema: eine schwache Landwirtschaft und keine Industrie und überhaupt die ganze Krise. Aber sie wirkt heute Abend überraschend zahm, ein kleines Problem eben. Jetzt haben wir ganz andere Probleme.

**13.1.** Ein kalter Morgen. Reif bedeckt das Schuppendach – auch die Pappeln und Weiden, die am Ufer allmählich aus dem Nebel heraustreten, Konturen gewinnen. Es sieht aber nicht so aus, als würde es heute noch viel heller werden.

Ein Spaziergang mit Kostja. Solange kein Wind weht, ist die Kälte erträglich. Wir gehen durchs Dorf und schlittern über gefrorene Pfützen. Anfangs scheint Kostja sich zu fürchten.

War dann wieder bei Nadja. Eine Ärztin oder Therapeutin saß bei ihr, sprach mit ihr, während sie ihre Arme beugte und streckte. Sie schien zuversichtlich zu sein. Als wir alleine waren, zeigte ich ihr wieder ein paar Fotos: „Hier sieh mal: eure Schule, vor dem Ersten Mai, und das bist du.“ Sie hielt das Foto in der Hand, strich darüber, es war fast ein Streicheln, sah mich aber unklar an und schloss dann die Augen. Ich hatte vielleicht schon zu viel geredet, saß dann an ihrem Bett, während die Wintersonne hereinschien, und hätte noch länger so sitzen können. Dann fiel mir an der gegenüberliegenden Wand das Landschaftsbild auf, eine hügelige Gegend; sommerliches Flair, Pinien, weite Felder, gelblich, reif, alles ein wenig im Dunst verschwommen. Dieselbe Art von Bild hing auch in meinem Krankenzimmer, eine ebenso sanfte Landschaft. Das scheint das Konzept zu sein: „Beruhigen Sie sich, entspannen Sie sich.“ So ist es wohl in allen Krankenzimmern.

Abends der erste Schnee. Leichter Schneefall bis in die Bucht herunter. Auf dem Wasser schaukeln die Flocken noch einen Augenblick, dann haben sie sich aufgelöst. Kostja steht am Ufer, staunt und schnüffelt.

**14.1.** Heute heftige Schneefälle. Unsere Wege reduzieren sich auf ein paar kurze Spaziergänge. Wir gehen am Ufer entlang, soweit der Weg geräumt ist. Der Rückweg dann durchs Dorf, Hunde bellen, Vögel fliehen, hinter einem Fenster zeigt sich der Schatten eines Gesichts.

Anita ruft an. Ich erzähle ihr von Nadja, sie erzählt von Thomas; später dann die Frage, ob ich nicht doch bedauere, nach Fährholz gezogen zu sein, nach fast dreißig Jahren in Berlin.

– Nein, sie wisse doch: Ich liebe die Einsamkeit und die Natur.

- Darauf sie: „Früher warst du anders.“
- „Früher war ich ja auch gesund.“
- „Ausrede.“

**15.1.** Schneetreiben, dabei nur wenig Wind. Trotzdem sieht man kaum bis zum Wasser hinunter. Ich gehe mit Kostja raus, beide lustlos, wir kommen zur Straße, die noch nicht geräumt ist, kein Verkehr, die letzte Wagenspur ist schon verweht. Wir gehen zurück, Kostja schüttelt den Schnee ab, kommt in die Küche, aber jetzt gibt es noch nichts für dich. Auch für mich kein Anruf heute, keine Nachricht, ein wunderbar menschenleerer Tag.

Abends legt sich Kostja auf seine Matte, ich setze mich neben ihn und sage, dass ich morgen wieder zu Nadja fahren werde. Ich glaube nicht, dass er das Wort „Nadja“ versteht, aber er lauscht, als hätte ich ihm etwas Wichtiges mitzuteilen. Ich werde also zu Nadja fahren und ihr erzählen, wie es uns beiden geht. Ungefähr so rede ich mit Kostja in diesen Wochen. Ich könnte ihm auch Kindergeschichten vorlesen oder Kochrezepte, das hätte wohl dieselbe Wirkung. Ich muss ihn nur ab und zu streicheln und ein bisschen reden: „kein Hunger?“, „langer Tag heute!“ usw. Aber dann sitze ich in der Küche und stelle fest, dass ich auch mit mir selbst so rede. In Gedanken: „Hast wohl auch keinen Hunger? Willst lieber schon ins Bett, morgen ist ja Samstag, kannst lange ausschlafen. Unsinn, heute ist doch schon Samstag.“ Hilfe, ich verblöde. Wenn ich nicht immer alles aufschreiben würde, wäre mir der letzte vernünftige Gedanke wohl schon längst davongeschwommen. Schreiben = Gehirntraining. Mindestens eine halbe Stunde am Tag: Details erinnern, Zusammenhänge erfassen und ganz wichtig: Datum festhalten. Ach ja, meine Tagebücher, die langen Selbstgespräche. Aber ich schreibe das nicht für mich. Ich brauche jemanden, dem ich das alles erzähle, jemand, das neben mir steht und zuhört. Ein ‚Du‘, das mich versteht.

**16.1.** Heute murmelt sie vor sich hin, schläft auch bald wieder ein. Anfangs hatte ich vermutet, dass sie mich erkennt. Sie sah mich an, aber auf meine Frage, wer ich bin, gab sie nur eine unverständliche Antwort. Später kam Andrej, den sie auch nicht zu erkennen schien.

Anschließend ein Arztgespräch. Dr. Bliss berichtete von erhöhten Leberwerten, Bluthochdruck, Hirndrainage. Die Medikation erfolge über

eine Magensonde. Er scheint mit dem bisherigen Krankheitsverlauf nicht zufrieden zu sein. Zur Prognose keine Auskunft. An eine Verlegung in die Reha ist derzeit noch nicht zu denken. Nervös saß er uns gegenüber, ein blasses Gesicht hinter starken Brillengläsern. Er sah uns mit großen Insektenaugen an. Nicht sehr vertrauenerweckend.

Im Übrigen schlug er vor, für Nadja einen Renten Antrag zu stellen, sie werde wohl nicht mehr arbeiten können. Selbst wenn sich ihr Zustand noch deutlich verbessert, werde sie nicht mehr unterrichten können, vielleicht auch nicht alleine einkaufen, kochen, Auto fahren usw. Er sage es ungern, aber sie werde wohl ein Pflegefall bleiben.

Unten im Foyer dann ein kurzes Gespräch mit Andrej, der sich um den Renten Antrag kümmern wird. In diesem Zusammenhang ein anderes Thema: die Fotos, die ich jetzt mit Nadja bespreche. Andrej fand das eine gute Idee, sagte dann aber, er habe ihre Cloud vor einiger Zeit eingerichtet, Nadja habe auch vieles hochgeladen, alles unsortiert, auch sehr Privates (Zeugnisse), und wir wissen nicht, wer außer uns beiden noch Zugang hat. Nadja war in manchen Dingen etwas leichtsinnig. Es gibt einige Leute, die sich nach ihr erkundigen, Leute, die er selbst gar nicht kennt, die jetzt aber vielleicht in ihrer Cloud herumstöbern, ohne dass wir es ahnen. Ob ich das auch so sehe? – Ja, gut, da hat er wohl recht. (Daran habe ich noch gar nicht gedacht, so als wären all diese Fotos ganz selbstverständlich nur für mich vorhanden.)

Wir beschließen, die Cloud aufzulösen, den Inhalt separat zu speichern und parallel für Nadja eine Homepage einzurichten. Das wird dann ihre persönliche Homepage mit Fotos und einer biographischen Übersicht. Die Adresse erhalten alle, die sich nach ihr erkundigen. Ich übernehme die Zeit von Nadjas Kindheit bis 2002 (Andrejs Geburtsjahr). Er übernimmt die spätere Zeit mit Fotos und Briefauszügen und ein paar Infos über ihre aktuelle Krankheit und den Heilungsprozess.

Meine Rückfahrt dann im Schneetreiben. Bis Bischofsbrück ohne Probleme, hinter BB war die Straße dann allerdings noch nicht geräumt. Ich musste mich in der Dämmerung vorwärts tasten. Je dunkler es wurde, desto irrealer wurde die Welt dort draußen. Bald blieben nur noch die Schneeflocken, die im Scheinwerferlicht auf mich einstürzten. Wenn man ihnen lange entgegenseht, wird man verrückt. Was hilft: anhalten, eine Weile die Augen schließen, dann weiterfahren.

**17.1.** Die Bucht vereist allmählich. Es beginnt in den Nischen am Ufer. Zuerst überziehen sie sich mit einer dünnen Haut, die noch auf den Wellen schaukelt. Aber sie zerreißt nicht mehr. Es sind eigentlich auch keine Wellen, es ist ein Schwanken auf dem Wasser, und die Eishaut schwankt ein wenig mit. Dann verstärkt sich das Eis, es bilden sich Muster, Falten und Streifen, die schließlich erstarren.

Russland verlegt jetzt auch Truppen nach Belarus, 30.000 Mann, angeblich sind gemeinsame Manöver geplant. Sieht aber trotzdem gefährlich aus. Die Ukraine ist damit von Norden bis Südosten eingekreist. Nach wie vor bestreitet Russland jedwede Interventionsabsicht, fordert aber den Abzug von Nato-Truppen aus Osteuropa und den Verzicht auf die Aufnahme neuer Nato-Partnerstaaten. Allerdings haben die Polen, Balten, Tschechen usw. gewisse Erfahrungen mit Russland, würden einem Abzug von Nato-Truppen wohl kaum zustimmen.

**19.1.** Seit gestern Schneechaos. Es begann mit feinem, leichtem Schnee, stundenlang. Abends dann heftiger Wind. Er wirbelte im Hof umher, jagte über die Dächer, die Antenne zitterte wie in einem Nordpol-Sturm. Bin mit Kostja zur Straße hinaufgegangen, wir stapften durch einen inzwischen ziemlich hohen Schnee, Kostja mit fragendem Blick: ob das wohl mein Ernst sei. Kein Auto, kein Verkehr, Häuser wie in ein Märchen versunken. Wir gingen bis zum Dorfrand, dort gab es noch mehr Wind und noch mehr Schnee. Die Straße war nur noch eine Schneise, die sich durch den Wald zog. Dabei war es nicht einmal besonders kalt.

Barbara rief an, erkundigte sich nach Nadja, sagte: „Schön, dass es aufwärts geht.“ Sie fragte dann, wie oft ich bei ihr bin. – „Zwei oder dreimal die Woche.“ – Ob mir das nicht zu viel werde? – „Bisher nicht.“ Dann schaltete sie die Kamera ein, lächelte wie in alten Tagen und sagte: „Da scheint sich ja doch noch was zu ändern bei dir. Nicht mehr so ganz der alte Eremit? Wäre ja schön.“ Und wenn ich jetzt so oft in Berlin bin, könnten wir uns doch eigentlich mal wieder treffen.

**20.1.** Morgens schneit es noch immer, und die Straße ist auch noch nicht geräumt. Vor Fahrten außerhalb der Ortschaften wird gewarnt, Sturm

und Schneelast haben Bäume umgestürzt, ein paar Straßen sind blockiert. Eine Bergung von Fahrzeugen ist derzeit fast unmöglich. Für kleinere Ortschaften kann eine Notversorgung nicht garantiert werden. Ist mir recht. Ich bin versorgt.

Mittags mit Kostja unten im Hof. Schneestaub, der in der Luft flimmert. Auf dem Rückweg treffen wir Herrn Friedrich im Treppenhaus. Er hat die Schlüssel von Herrn Brenners Wohnung, soll von Zeit zu Zeit nachsehen, ob alles in Ordnung ist. „Alles ist ok dort oben“, sagt er. – „Bei mir auch.“

Andrej rief an, wir besprachen die bisherige Form von Nadjas Homepage. Er hat ein paar Abschnitte fertiggestellt und mit kurzen Kommentaren versehen, was ich vielleicht auch machen sollte, obwohl ich vieles ja gar nicht weiß. Was genau sieht man auf diesem oder jenem Foto? Ist mir ja selbst manchmal ein Rätsel. Ich könnte mich auf ein paar bekannte Fotos beschränken, was Andrej aber schade fände. Ein bisschen Vielfalt darf schon sein.

**21.1.** Um neun kam Davoud auf einen Kaffee, saß wieder breit und atemlos in der Küche, sah sich um und sagte ich sei nachlässig geworden, früher habe ich meinen Alkohol sorgfältiger vor seinen Augen versteckt. – Ja, gut, ich werde mich bessern.

Dann wieder die Frage nach Nadja. Wenn sie jetzt wach ist, mich vielleicht auch erkennt, dann ist noch viel mehr möglich. Ich solle jeden Tag hinfahren und mit ihr reden, das sei jetzt vielleicht ein einmaliges Zeitfenster. Also viel reden, auch Fotos zeigen, Fotos aus ihrem Leben, das könne ihr helfen, sich zu erinnern, also wieder sie selbst zu werden. Kindheit, Schule, Studium, alles mit ihr durchgehen, damit sie wieder hier ankommt, hier bei sich selbst und ihrer Geschichte.

Ja, ich habe verstanden: Im Moment hat sie keine Erinnerung, weiß nichts über sich selbst, hat vielleicht nicht einmal das Bedürfnis, etwas über sich selbst zu wissen. Ein Mensch ohne Ich. Das muss sich erst wieder entwickeln. Und das heißt dann wohl für mich: Ich erzähle ihr aus ihrem Leben. Aber davon kenne ich ja auch nur ein paar Geschichten und die Fotos.

Zurück zu den Fotos: Aus späteren Jahren, wahrscheinlich Anfang der 80er Jahre, gibt es ein paar Straßenszenen. Der Eindruck eines leichter ge-

wordenen Lebens. Die Männer tragen längere Haare und helle Hemden. Frauen in gemusterten Kostümen. Eine neue Vielfalt. Auf der Straße allerdings noch immer kaum ein Auto, nur ein paar Busse, locker verteilt. Unter den Fußgängern ein paar Leute mit Einkaufstüten, ein neues Phänomen: statt Einkaufsnetzen jetzt Plastiktüten. Meist waren es schlichte braune oder graue Tüten, aber manche kamen aus dem Westen, bunt, grell, interessante Logos. Wer mit einer dieser Tüten durch die Geschäfte ging, galt als modern. Nadja hat sie anfangs gesammelt.

Ein unklares Foto: Drei Frauen an einer Haltestelle. Vielleicht ist eine der Frauen Nadjas Mutter. Da zwei Frauen sich ähneln, sind es vielleicht die Mutter und ihre Schwester. Demnach hätte Nadja eine Tante. Hat sie aber nie erwähnt.

Ein Sommerfoto: Im Schatten einiger Bäume steht ein kleiner Tankanhänger, Kwas wird dort verkauft, direkt aus dem Tank. (Ich müsste noch einmal nachsehen, was „Kwas“ eigentlich ist.) Eine Verkäuferin in heller Schürze und Haube bedient den Zapfhahn, vor dem ein paar Leute Schlange stehen, ziemlich entspannt, man plaudert, man scheint Zeit zu haben. Jemand schiebt ein Fahrrad vorbei, ein paar Jungs spielen Fußball.

Und noch ein Sommertag, wohl auch Anfang der 80er Jahre. Auf dem Rasen zwischen zwei Wohnblöcken ist eine provisorische Bühne aufgebaut: ein paar Bretter, ein paar Tücher, ein Lautsprecher, unter dem man eine Mädchengruppe tanzen sieht, Nadja stolz in der Mitte. Vor der Bühne stehend gemischtes Publikum, einfache Kleidung, dichtes Gedränge. Am Rande ein paar Buden für Piroshkis oder Getränke.

Dann ein Stadtfest, Holzbänke im Park, Wasserfontänen im Hintergrund, Schaschlik-Grills im Vordergrund, Leute mit Bierflaschen. Aus Nadja, dem Schulmädchen, ist eine Schülerin geworden, sie steht dort ganz selbstbewusst zwischen den Freundinnen, die allesamt in die Kamera winken. Sie winken einer Zukunft entgegen, die noch die hohen Ideale der Menschheit verspricht: „Völker hört die Signale!“ Die große Sowjetunion, ganz oben auf der Weltkarte, überstrahlt alle Länder und Nationen. Und mitten in diesem Reich: der mächtige Jenissei und Krasnojarsk.

Den Jenissei bei Krasnojarsk hat sie oft erwähnt und den Jenissei bei Jermolajewo, etwas weiter nördlich, dem Geburtsort ihrer Mutter. Dort stand noch lange das Haus der Großmutter: ein Holzhaus und ein Garten, Löcher in den Zäunen, Teiche im Wald. Jeden Sommer hat Nadja

zwei oder drei Monate dort verbracht, ist umhergestreift mit den Kindern anderer Mütter und Väter, die einmal hier geboren waren, jetzt in Krasnojarsk lebten oder in Nowosibirsk oder die beneidenswertesten: in Moskau.

Abends saß sie bei den Teenagern am Fluss, gehörte zu den Jüngsten, war noch zu jung für Bier und Knutschereien. Hat verlegen zugesehen, wie das jetzt wohl weitergeht, erhielt eine erste Vorstellung von männlicher Anatomie und Aufdringlichkeit, wurde weggeschickt, hat sich von ihrer Freundin einiges erzählen lassen. Dann haben sie über den Fluss gesehen, drüben am anderen Ufer ein paar Lichter, Boote und Feuerstellen. Und breit vor ihnen dahingleitend der Jenissei.

Ihre Großmutter hatte immer gesagt: Am Ende der Welt liegt ein Eismeer; und nahe am Meer liegen Dudinka und Norilsk, zwei Städte, eisig kalt, aber sagenhaft reich. Und der Jenissei fließt genau dorthin, nach Dudinka und Norilsk, ans Ende der Welt, der große, ewige Jenissei.

Einmal erzählte Nadja von einer Jenissei-Reise mit Mutter und Großmutter. Was sie erinnern konnte, war eine kleine Kabine mit vier Klappbetten, aber sie waren nur zu dritt, niemand Fremdes war bei ihnen. Es war etwas sehr Heimisches: für ein paar Tage zu dritt in dieser engen Kabine, das Essen auf einem schmalen Tisch, umständlich zu arrangieren: Brote, Gurke, Wurstaufschnitt, heißer Tee. Zwei oder dreimal in diesen Tagen ein Essen im Bordrestaurant, eine große Sache. Und dann auch viele Spaziergänge an Deck: Dörfer, die vorbeizogen, Schiffe, die entgegenkamen, und das Menschengewimmel an den Anlegestellen der größeren Ortschaften. Wie weit sie damals gefahren sind, kann sie nicht erinnern. Aber es war die einzige Reise mit Mutter und Großmutter, ein einziges Mal eine Reise zu dritt. Das muss etwa 1980 gewesen sein, noch in sowjetischen Zeiten.

Das letzte Mal ist Nadja 1989 in Jermolajewo gewesen, während sich das Land so radikal verändert hat. Es ist noch nicht lange her, dass sie mir Dorf und Haus im Internet hat zeigen wollen. Jermolajewo lässt sich finden, das alte Haus nicht mehr. Die Satellitenbilder zeigen Höfe, Gemüsegärten, Hausdächer, dann eine Flusskehre, ein paar Lastkähne; sie ziehen silberne Spuren hinter sich her. Alles in allem kaum eine Stunde von Krasnojarsk entfernt, inzwischen also wohl städtischer Randbezirk.



Aber mir fällt auf: In der Kindheit, von der sie erzählte, gab es keine Konflikte – oder nur Konflikte mit der strengen Großmutter und der kühlen Mutter, aber keine gesellschaftlichen Konflikte, all das, was man von einem sozialistischen System erwarten würde. – Meinungsfreiheit? Sie hatte keine Meinung, die sich auf Politisches bezog, und auch sonst hat niemand über Politik geredet oder womöglich auch nur politisch gedacht. Man war apolitisch trotz allseitiger Förderung des Klassenbewusstseins oder vielleicht gerade deswegen. – Reisefreiheit? Russland war unendlich groß, da konnte man tagelang reisen, ohne an eine Grenze zu stoßen, Baikal, Altai, Krim. – Pressefreiheit? Nachrichten hat Nadja ignoriert, sie waren ihr so fern wie Moskau (4000 Kilometer) oder so fremd wie die Produktionszahlen. – Disziplin? Die Schule war ärgerlich, aber kein gesellschaftliches Phänomen, nur die Lehrer waren doof (mit einigen Ausnahmen). – Polizeiwillkür? Den einzigen Polizeikontakt, von dem ich weiß, hatte sie mit 12 oder 13 Jahren. Da ist sie einmal mit einer Freundin aufs Hausdach gestiegen, auf eines dieser flachen Chruschtschowka-Dächer, und hat vom Ende des Wohnblocks Dreck und Holzreste heruntergeworfen in ein Gebüsch, in dessen Nähe ein paar Omas sich erschreckten. Ein kleiner Polizeieinsatz wurde ausgelöst, der aber die Täterinnen nicht identifizieren konnte, weil nach Jungs gefahndet wurde. Die beiden Mädchen, die noch vor einiger Zeit nette Zöpfchen mit weißen Schleifchen getragen hatten, waren über jeden Verdacht erhaben. Glück gehabt.

Also: Sie hat diese Jahre nicht als „drückend“ empfunden, hat die Realität fraglos hingenommen und hat es auch so gesagt: Das war der Rahmen, der ihrem Leben gegeben war und erst zweifelhaft wurde, als er schon zerbrach.

### 23.1. ...